„Erinnern wir uns, dass wir Protestantinnen und Protestanten sind. Protestmenschen also.“

Foto: Farideh Diehl

Predigt anlässlich des Reformationsfestes in der Friedenskirche Offenbach am 31. Oktober 2026

Liebe Schwestern und Brüder,
kurz nach der Landtagswahl in Sachsen-Anhalt saß ich mit einem Superintendenten aus Thüringen zusammen. Der Schock über das Wahlergebnis war noch ganz frisch. Er erzählte mir, wie bedrängend die Situation für die Kirche in Mitteldeutschland geworden sei. Pfarrerinnen und Pfarrer würden offen bedroht. Inzwischen überlege man sogar, Wohnungen als Schutzräume für Pfarrfamilien vorzuhalten.

„Es ist zum Fürchten“, sagte er und fügte nachdenklich hinzu: „Wir besinnen uns gerade wieder auf Fähigkeiten, die wir in der DDR-Zeit erworben haben, als Christenmenschen in einem Staat, der uns mit Misstrauen, ja mit Feindschaft begegnete.“ Ich fragte ihn, was das denn für Fähigkeiten seien. „Humor“, sagte er. „Widerständiger, subversiver Humor. Und der Mut zum Bekenntnis.“

Dieses Gespräch ging mir in der Vorbereitung auf den Reformationstag nach. Wir erinnern uns an Martin Luther und an Menschen, die ihrem Gewissen und Glauben auch gegen mächtige Widerstände folgten.
Doch was bedeutet es heute, eine Protestantin, ein Protestant zu sein? Woher nehmen wir die Freiheit, für unseren Glauben einzustehen, auch wenn wir dafür angefeindet werden? In unserem Namen steckt ja das lateinische

protestari: öffentlich bezeugen und Einspruch erheben. Auch und gerade dann, wenn es zum Fürchten ist.

Von dieser Spannung zwischen dem Fürchten und dem Mut zum Bekennen handelt das Evangelium für den heutigen Reformationstag.
Es steht bei Matthäus in der sogenannten Aussendungsrede. Jesus schickt seine Apostel in Städte und Dörfer. Sie sollen von Gottes Nähe erzählen, Kranke heilen, Dämonen austreiben, Menschen aufrichten und Frieden in die Häuser tragen. Doch Jesus macht ihnen keine Illusionen darüber, was sie erwartet.
„Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe“, sagt er. Er spricht von Ablehnung und Verfolgung, von Konflikten bis in die eigenen Familien hinein. Und dann hören wir:
„Fürchtet euch nicht vor ihnen! Denn es ist nichts verborgen, was nicht offenbar wird, und nichts geheim, was man nicht wissen wird. Was ich euch sage in der Finsternis, das redet im Licht; und was euch gesagt wird in das Ohr, das verkündigt auf den Dächern.
Und fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, doch die Seele nicht töten können; fürchtet vielmehr den, der Leib und Seele verderben kann in der Hölle.
Verkauft man nicht zwei Sperlinge für einen Groschen? Dennoch fällt keiner von ihnen auf die Erde ohne euren Vater. Bei euch aber sind sogar die Haare auf dem Haupt alle gezählt. Darum fürchtet euch nicht; ihr seid kostbarer als viele Sperlinge.
Wer nun mich bekennt vor den Menschen, zu dem will ich mich auch bekennen vor meinem Vater im Himmel. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem Vater im Himmel.“

Liebe Schwestern und Brüder,

dreimal sagt Jesus hier: „Fürchtet euch nicht.“ Dreimal. Als müsste er es seinen Jüngern immer wieder sagen, weil einmal nicht reicht. Und weil sie allen Grund haben, sich zu fürchten. Jesus geht über ihre Angst nicht hinweg. Er nimmt sie ernst und spricht sie an.

Ich glaube, das ist etwas, was auch wir heute dringend brauchen: Räume, in denen wir offen darüber sprechen können, was uns bedrückt und verunsichert. Denn wo Angst unausgesprochen bleibt, kann sie unser Denken bestimmen. Einfache Antworten, Stammtischparolen und vollmundige Versprechen haben dann leichtes Spiel. Schuldige sind schnell gefunden, und die Welt scheint wieder überschaubar. Wie wichtig ist es deshalb, einander zuzuhören und auch das auszuhalten, worauf wir keine Antwort haben. Denn Hoffen ist Trotzkraft. Sie wächst dort, wo wir der Wirklichkeit ins Auge sehen und trotzdem darauf vertrauen, dass Gottes Möglichkeiten weiter reichen als das, was wir gerade erkennen können.

Jesus schaut mit seinen Jüngern auf das, was Menschen im Innersten erschüttert: die Furcht vor dem Urteil anderer, die Bedrohung des eigenen Lebens und schließlich die Angst, am Ende verloren zu sein.
Da ist zuerst die Angst vor dem Urteil anderer. Jesus selbst war verleumdet und angefeindet worden. Seine Gegner hatten sogar behauptet, er stehe mit dem Teufel im Bunde. Nun sagt er seinen Jüngern: Rechnet damit, dass auch eure Botschaft verdreht und lächerlich gemacht wird.
Wir kennen die Sorge, ausgelacht oder ausgegrenzt zu werden. Wer heute öffentlich Stellung bezieht, riskiert einen Shitstorm. Ein Satz, aus dem Zusammenhang gerissen, kann genügen, um einen Menschen bloßzustellen. Es ist die Angst vor dem sozialen Tod, davor, dass andere uns die Zugehörigkeit aufkündigen. Jesus sagt: Lasst euch davon nicht zum Schweigen bringen. „Es ist

nichts verborgen, was nicht offenbar wird.“ Was heute verspottet und verkannt wird, wird im Licht Gottes erkennbar werden. Die Wahrheit lässt sich nicht unterkriegen.

Dann spricht Jesus von der Angst um das eigene Leben. „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, doch die Seele nicht töten können.“
Für die ersten Christinnen und Christen war die Gefahr, wegen ihres Glaubens getötet zu werden, real. Für viele Christenmenschen in anderen Teilen der Welt ist sie es bis heute. Jesus verharmlost diese Gefahr nicht. Aber er erinnert daran, dass menschliche Macht Grenzen hat. Menschen können uns bedrohen, verletzen und sogar töten. Doch sie können nicht darüber verfügen, wer wir im Innersten sind und zu wem wir im Letzten gehören.

Und schließlich ist da die Angst vor dem Nichts. Die abgrundtiefe Furcht, am Ende verloren zu sein. Dass nichts Bestand hat von dem, was wir geliebt, gehofft und geglaubt haben, und dass der Himmel über uns leer ist.
Solche Fragen können sich aufdrängen, wenn ein Mensch stirbt, den wir lieben, oder wenn alles zerbricht, worauf wir gebaut haben. Aber auch angesichts eines überhitzten Sommers, in dem wir gespürt haben, wie verletzlich das Leben auf unserem blauen Planeten ist.
Dieser Furcht setzt Jesus das Vertrauen auf Gottes Fürsorge entgegen. Er erinnert sie daran, dass kein einziger Spatz zur Erde fällt, ohne dass Gott darum weiß. Und dass selbst die Haare auf unserem Kopf gezählt sind. Ein beinahe zärtliches Bild für Gottes Aufmerksamkeit, die noch das Kleinste und Unscheinbarste umfasst.

Die Spatzen fallen trotzdem zur Erde. Auch Menschen, die auf Gott vertrauen, bleiben von Leid und Gewalt nicht verschont. Aber sie fallen nicht aus Gottes

Hand. Jesus verspricht seinen Jüngern kein ungefährdetes Leben, aber dass sie selbst in ihrer größten Verlassenheit bei Gott nicht verloren sind.

Und nun sollen sie mit dieser Gewissheit hinausgehen. Was Jesus ihnen ins Ohr gesagt hat, sollen sie von den Dächern verkündigen. Sie werden Angst haben und trotzdem von ihm erzählen. Auf dieses Vertrauen gründet Jesus seinen Auftrag, und er verbindet ihn mit einer Zusage: „Wer nun mich bekennt vor den Menschen, zu dem will ich mich auch bekennen vor meinem Vater im Himmel."

Das griechische Wort, das hier für „bekennen" steht, ist ebenso wie „verleugnen" ein Beziehungswort. Bekennen heißt: Ich stehe zu dir. Ich halte dir die Treue. Unser Bekenntnis hat seinen Grund darin, dass Christus sich zu uns bekennt. Es geht um diese Christus Beziehung, aus der wir auch in Ängsten leben und widerständig hoffen können.

Dietrich Bonhoeffer hat einmal in einer noch viel dunkleren Zeit als der unseren gefragt: „Wer ist Christus für uns heute?" Der Akzent liegt auf diesen zwei Worten „für – uns".
Es geht um mehr als ein allgemeines Bekenntnis, das wir wie ein Programm vor uns hertragen. Bonhoeffers Frage fordert uns heraus: Wer ist Christus für mich, in meinem Leben, mit meinen Ängsten und Hoffnungen? Und wer ist er für uns in einer Gesellschaft, in der Menschen einander zunehmend mit Misstrauen und Missachtung begegnen?

Ich glaube, es wäre an der Zeit, dass wir uns wieder mehr davon erzählen, was Christus für unser Leben bedeutet. Welche Hoffnung wir aus dem Glauben an ihn schöpfen und welche Freiheit er uns schenkt.

Paulus schreibt: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit.“ In dieser Freiheit können wir feststehen, auch wenn unser Bekenntnis auf Widerstand stößt. Wie weit das reichen kann, zeigt ein Blick in unsere eigene Kirchengeschichte.

Hier in der Friedenskirche ist das Erbe der Bekennenden Kirche bis heute lebendig. 1934, als der nationalsozialistische Staat immer umfassender Anspruch auf das Denken und Leben der Menschen erhob, formulierte die Barmer Theologische Erklärung: „Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.“

Dieses Bekenntnis setzte den herrschenden Machtansprüchen eine Grenze. Für Menschen, die es sich damals zu eigen machten, wurde es zum Antrieb, einer totalitären Herrschaft zu widersprechen.

Und doch hatte dieses Bekenntnis einen verhängnisvollen blinden Fleck. Die Barmer Erklärung schwieg zur Hetze und Verfolgung jüdischer Menschen. Auch später fand die Bekennende Kirche als Ganze keinen entschiedenen Widerspruch gegen ihre Entrechtung, Deportation und Ermordung.

Auch das gehört zu unserer Geschichte. Und es fordert uns heraus, heute weiterzudenken, was es bedeutet, uns zu Jesus Christus zu bekennen. Zwei Gedanken dazu: Erstens: Durch ihn haben wir, die nicht-jüdischen Menschen, Anteil an der Verheißung an Israel. Diese Verheißung gilt. Es gibt für uns kein Happy End ohne Israel.
Zweitens: In Christus hat Gott die ganze Menschheit angenommen, in all ihrer Vielfalt, mit ihrer Verletzlichkeit und ihrer Sehnsucht nach Leben, bis hinein in Leid und Tod. Seine Liebe gilt allen Menschen und eröffnet ihnen ein Leben in

Fülle. In dieser Liebe entdecken wir in jedem Menschenkind Gottes Antlitz. Auch dort, wo uns jemand fremd ist, wo wir seine Überzeugungen nicht teilen oder seine Lebensweise nicht verstehen.

Wenn wir uns zu Christus bekennen, verpflichtet uns das, diese Würde zu achten und für sie einzutreten, wo sie anderen abgesprochen wird. Denn wir bekennen uns zu einem, der mit Ausgegrenzten an einem Tisch saß, Kranke berührte und Menschen aufrichtete, die andere längst abgeschrieben hatten. Er sah den Menschen hinter den gesellschaftlichen Zuschreibungen und eröffnete ihm eine neue Zukunft. Sein Evangelium ist gute Nachricht für die Armen und Befreiung zur Liebe. Daraus erwächst unsere Verantwortung für eine offene Gesellschaft, in der Menschen unterschiedlicher Herkunft, Religion und Lebensweise miteinander leben können.

Und ich wünsche uns, dass die Wahrheit seines Evangeliums auch heute ihre befreiende Kraft entfaltet und uns hilft, dumpfe Parolen zu durchschauen und Wahlversprechungen ohne realistische Grundlage zu entzaubern. Dass wir widersprechen, wenn Angst gegen Solidarität ausgespielt wird, wenn Menschen gegeneinander in Stellung gebracht und demokratische Institutionen geschwächt werden. Und dass wir entschieden widersprechen, wo Geflüchtete, Arbeitslose und Kranke als Sozialschmarotzer diffamiert und Menschen mit Behinderungen nur als Kostenfaktor gesehen werden.
Unser Maßstab ist weder Parteipolitik noch Ideologie, sondern allein das Evangelium und die unveräußerliche Würde jedes Menschen. Und ja, damit dürfen und müssen wir auch manchmal anecken.

„Es ist zum Fürchten“, hatte der Superintendent aus Thüringen gesagt. Und er hat recht. Aber er hat mir auch von Menschen erzählt, die sich von der Angst

nicht bestimmen lassen, die mit Humor und Trotzkraft, den völkisch-nationalistischen Vorstellungen widersprechen, solidarisch sind mit denen, die bedroht und an den Rand gedrängt werden und gemeinsam an der widerständigen Hoffnung festhalten, dass unsere Gesellschaft eine andere Zukunft haben kann als die, die uns die Angstmacher ausmalen. Das Faszinierende dabei ist, dass die Kirchen dort zu Orten werden, wo sich diese Menschen sammeln.

Ich glaube, darin zeigt sich etwas von dem Auftrag, der uns wie den Jüngern damals heute anvertraut ist: Menschen aufzurichten, die Dämonen zu vertreiben und von der Hoffnung zu erzählen, die uns trägt.
Heute am Reformationstag erinnern wir uns daran, dass wir Protestantinnen und Protestanten sind. Protestmenschen also. Menschen, die öffentlich bezeugen, worauf sie vertrauen, und die für andere einstehen, wenn deren Würde bedroht wird.
Dazu hat uns Christus befreit. Und weil er zu uns steht, können wir aufrecht bleiben, auch wenn es zum Fürchten ist.
Fürchtet euch nicht!

Bleiben Sie, bleibt ihr alle in diesem Bekenntnis behütet und bewahrt.
Und der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.
Amen.